

SOZIALPOLITIK



Organ des Verbandes der graphischen Hilfs- Arbeiter und -Arbeiterinnen Deutschlands

Erscheint wöchentlich Sonnabends • Bezugspreis monatlich 0,50 RM. ohne die Bestellgebühr • Anzeigen: die 3gespaltene Petitzeile 1,- RM.
Todes- und Versammlungsanzeigen die Zeile 0,10 RM. • Sämtliche Postanstalten nehmen Abonnements an • Nur Postbezug ist zulässig

Nr. 48 • 37. Jahrgang

Berlin, den 28. November 1931

Die Entscheidung hinausgeschoben

Ein Ergebnis haben die zweitägigen Verhandlungen zwischen den Parteien und im Zentralschlichtungsamt nicht gehabt, wenn man die Vertagung der Entscheidung über die Anträge der Tarifparteien nicht als ein Resultat ansprechen will. Am 28. November wird die Schlichterkammer über den Lohnsatz im Buchdruckgewerbe endgültig entscheiden.

Über den Stand der Verhandlungen nach dem ersten Verhandlungstage sind die Mitglieber schon in letzter Nummer kurz unterrichtet worden. Vor den drei Schlichtern haben die Vertreter der Unternehmer am 17. November aufs neue ihre Forderungen vorgetragen, den Lohn des Buchdruckereiarbeiters um ein Sechstel zu kürzen, während die Vertreter der Arbeiterschaft des Gewerbes die Berücksichtigung ihres Antrags auf Verlängerung des Lohnsatzes bis zum 30. September 1932 verlangten. Wie eingangs mitgeteilt, kam die Schlichterkammer zu keiner endgültigen Entscheidung und vertagte in später Abendstunde die Verhandlungen bis 28. November. Diese Haltung des Zentralschlichtungsamts wird erklärt, wenn wir bedenken, daß die Regierung über die Regelung der Arbeitszeit im Buchdruckgewerbe eine besondere Verordnung erlassen will, nach der die Arbeitszeit wahrcheinlich auf 40 Stunden verkürzt wird. Für die Buchdruckereiarbeiter würde diese Regierungsmaßnahme eine fühlbare Senkung ihrer Löhne bedeuten, da die Notverordnung und die Regierung bekanntlich einen Lohnausgleich ablehnt. Jetzt einen Schiedsspruch zu fällen, der eine Lohnkürzung zur Folge haben könnte, und außerdem die Arbeiterschaft des Buchdruckgewerbes noch mit der vierzigstündigen Woche zu beglücken, hieße eine doppelte Schädigung des Arbeitereinkommens Gesetz werden lassen. Diese Zumutung wollen die Schlichter anscheinend nicht verantworten, und daher die Vertagung bis 28. November. Man glaubt, daß bis zu diesem Zeitpunkt eine Entscheidung der Regierungsstelle vorliegt. Außerdem kommt in Betracht, daß der Wirtschaftsbeirat in diesen Tagen mit Vorschlägen zur Behebung oder Milderung des Wirtschaftseulens aufwarten wird, die für die Regierung Beratungsgrundlage für neue Maßnahmen zur Entlastung des Arbeitsmarktes sein sollen. Also erst Anfang Dezember werden wir über Gestaltung von Lohn und Arbeitszeit im Buchdruckgewerbe klar sehen können.

Der Gang der Verhandlungen war naturgemäß stark beeinflusst von der Forderung der Unternehmer und ihrem Auftreten. Sie sehen nur in der Stabilisierung der Löhne einen Ausweg aus der Krise und eine Rettung ihrer Betriebe aus großer Not. Sie rechnen mit den Indezahlen jedem, der es glauben wollte, vor, daß die Löhne eben ihrer Forderung entsprechend gekürzt werden müssen, ohne den Lebensstandard der Arbeiterschaft zu verschlechtern. Zur Illustrierung ihres Lohnabbauantrages hatten sie große graphische Darstellungen mitgebracht, aus denen jeder entnehmen konnte, wie haarstark genau berechnet und berechtigt ihre Forderungen sind. Sie vergaßen nur bei ihrer Begründung gebührend hervorzuheben, daß ein Drittel der Berufsangehörigen überhaupt keine Verdienstmöglichkeit mehr hat und arbeitslos ist und ein weiteres Drittel nur bis zur Hälfte des tariflichen Wochenlohns und darunter verdient und daß Arbeitslosigkeit und Kurzarbeit seit dem Lohnsticht im Februar in erschreckendem Maße zugenommen hat. Eine Folge der Lohnkürzung, was ihnen schon damals von den Vertretern der Arbeiterschaft prophezeit worden war. Die Argumentation auch der Unternehmer des Buchdruckgewerbes unterscheidet sich nicht von der Begründung der Unternehmer aus anderen Gewerben und Industrien, sie ist Klischee geworden, ein genauer Abklatsch der von der Vereinigung deutscher Arbeitgeberverbände herausgegebenen Richtlinien für die Unternehmer. Sehr erkaunt aber waren

die Gewerkschaftsvertreter, um auch ein politisches Moment aus den Verhandlungen hervorzuheben, als ihnen von einem Unternehmer zugerufen wurde, die Arbeiter hätten die Macht im Staate, mit andern Worten, hätten selber Schuld an den wirtschaftlichen Zuständen, die sie jederzeit ändern könnten. Wir können nicht annehmen, daß die Unternehmer auch so etwas glauben, denn wäre es wirklich so, welcher Unternehmer würde dann Gelegenheit haben, Forderungen auf Lohnkürzung zu vertreten und Reden zu halten, wie sie von der Vertretung der Arbeiterschaft bei allen Lohnverhandlungen angehört werden müssen.

Natürlich wurde den Unternehmern bei der Entgegnung der Arbeitervertreter nichts geschenkt. Die Folgen ihrer verfehlten Lohnpolitik wurden ihnen vor Augen gehalten, die nichts, aber auch gar nichts gebessert hat, sondern die Arbeiterschaft immer tiefer ins Elend treibt und die ganze Wirtschaft aufs äußerste gefährdet, sie mit den großartigen Leistungen der sogenannten Wirtschaftsführer an den Rand des Abgrundes gebracht hat. Ja, und dann die große Not des Gewerbes. Wollte man den Worten der Unternehmer glauben, die sie bei jeder Verhandlung darüber schon seit Jahrzehnten machen, müßten alle Betriebe schon längst zugrunde gegangen sein. Allerdings ist ihnen das schon verschiedentlich gesagt worden, sie kommen aber immer wieder mit ihrem Klagegeheul, obwohl sie längst wissen müßten, daß sie damit keinen Eindruck, jedenfalls nicht den von ihnen erwünschten, machen können. Die Arbeiterschaft hat

nichts gegen eine Lohnsenkung von 17 Prozent einzuwenden, wenn die Preise für Lebensmittel und Bedarfsartikel um 30 Prozent fallen, d. h. die wirklichen Preise, die die Frau des Arbeiters in den Geschäften zahlen muß, nicht aber der auf dem Papier stehende Lebenshaltungsindez, nach dem die Unternehmer herausgerechnet haben, daß seit der letzten Lohnsenkung der Reallohn des Buchdruckereiarbeiters sogar um 2,3 Prozent gestiegen ist.

Auf die Unternehmer haben die Einwendungen der Arbeiterschaft keine Wirkung, sie bestehen auf ihrer Forderung, daß die Konjunktur in Lohnkürzungen ihnen günstig ist. Auch vor dem Zentralschlichtungsamt vertraten sie am zweiten Verhandlungstage mit gleichen Argumenten ihren Antrag, tun sehr erkaunt, wenn man ihre Begründung nicht anerkennt und fühlen sich hin und wieder beleidigt bei scharfer Erwiderung der Gegenseite. Mit ihnen eine freie Vereinbarung zu treffen, ist glatt unmöglich, sie rechnen damit auch gar nicht.

Die Vertagung der Verhandlung durch die Schlichterkammer ist natürlich keine Entscheidung in der Lohnfrage. Was sie bezweckt, ist dargelegt worden. Wir haben darüber zu bezagen, daß nicht eine doppelte Schädigung der Arbeiterschaft des Buchdruckgewerbes eintritt. Es bleibt dabei, was den Unternehmern während der Verhandlungen gesagt wurde, wir werden uns mit keinem Pfennig Lohnkürzung einverstanden erklären. Sie würde eine weitere Verschlechterung des Reallohns der Buchdruckereiarbeiter bedeuten und dem Gewerbe und der Wirtschaft durch die Schwächung der Kaufkraft erneut großen Schaden zufügen.

Zu Berbekungszwecken umgefälcht

Mit etwas Verspätung verweisen wir wieder einmal auf eine Leistung der Deutschen Bergwerkszeitung, nachdem wir vor einiger Zeit die dort veröffentlichte gehässige Beschreibung unserer gewerkschaftlichen Bundeschule niedriger hängen. Jetzt ist in Nr. 228 zu lesen, auf dem Hamburger Gewerkschaftstongress (1928) habe Ministerialdirektor Grieser festgestellt: „Es ist schon heute so, daß niemand in ein Amt kommen kann, der nicht von den Gewerkschaften vorgeschlagen ist.“

Die hier zu Berbekungszwecken umgefälchte Rede-wendung lautet in Wirklichkeit:

„Dem Reichsarbeitsministerium lag daran, die Sozialversicherung in Verbindung zu bringen mit den Berufsverbänden, also auch mit den Gewerkschaften. Das war ein neuer Gedanke. Herr Müller hat hervorgehoben, daß es ein ausschließliches Recht der Berufsverbände, der Gewerkschaften ist, Vorschläge für die Besetzung der Ehrenämter bei den Versicherungssträgern und Versicherungsbehörden zu machen. Ich darf sagen, heute kann keiner in ein Ehrenamt gelangen, der nicht von den Berufsverbänden und damit von den Gewerkschaften vorgeschlagen ist!“ (Protokoll des 13. Kongresses der Gewerkschaften Deutschlands, 1928, Seite 288.)

Also um ehrenamtliche Funktionen in der Sozialversicherung handelt es sich, zu denen die Gewerkschaften das Vorschlagsrecht haben — nicht um Ämter oder Posten, deren Besetzung und Vergütung die Gewerkschaften angeblich monopolisiert haben.

In dem gleichen Artikel der Bergwerkszeitung wird (zum Beweis der vorhererenden Wirkungen der Sozialpolitik auf die Tributfähigkeit der deutschen Wirtschaft) aus einem Vortrag des früheren französischen Handelsattachés in Berlin, Paul Maquenne, mit freudiger Zustimmung angeführt, was bei uns alles „unter dem Druck der Gewerkschaften getrieben worden ist“. Dieser ehrebare Zeuge der Bergwerkszeitung spricht von „einer wissenschaftlich organisierten Ausplünderung aller kapitalistischen Kräfte“. Die Finanzen und die Wirtschaft seien „einer Bande von Räubern“ überantwortet, denen gegenüber die Regierung nichts als Rückficht kennt.

Man sollte meinen, jeder Deutsche, der auf diesen Namen Wert legt, würde eine solche beschimpfende Dar-

stellung der inneren deutschen Angelegenheiten durch einen Angehörigen der hauptsächlichsten Tributempfangenation auf das schärfste zurückweisen —, auch dann, wenn ihm selber an der inneren Politik manches mißfallen sollte. Sogar unter voller Wahrung des Unternehmerstandpunktes hätte man dem hämischen Boulevardkritiker erwidern können:

Wir deutschen Arbeitergeber widesehen uns zwar aufs eifrigste dem weiteren Ausbau der deutschen Sozialpolitik, ja sogar ihrer Beibehaltung im gegenwärtigen Umfang. Aber am wenigsten Grund zu beleidigenden Angriffen auf die deutsche Sozialpolitik haben diejenigen, die durch die allfällige Abspaltung von Milliardenwerten aus der deutschen Wirtschaft unter dem irreführenden Namen von „Reparationen“ (= Wiedergutmachungen, die längst abgegolten sind) der sozialen Ausgestaltung unseres Vaterlandes um ganz Wesentliches den Spielraum verengen. Viel lieber würden wir deutschen Unternehmer es sehen, wenn die Arbeiter in allen Ländern sich gegen dieses Ausgestaltungssystem ausbäumen unter dem Kampfruf: „Hände weg vom sozialen Deutschland!“ Und angeht es der Tatsache, daß unser Land in Hinblick auf Nationalisierung und Ausnützung der Menschkraft ungefähr das Höchste leistet, was die Welt auf diesem Gebiete zu zeigen hat, müssen wir uns solche rüden Kritiken und unersahmten Beleidigungen gegen die soziale Fürsorge für einen farg entlohten, schwer besteuerten Arbeiterstand doppelt verbitten.“

So würde, wie gesagt, ein antändiger Mensch sich äußern. Von der Bergwerkszeitung, die am Tage nach dem furchtbaren Grubenunglück von Asdorf in triumphalem Getöse verkündigte: die Diabende des Grubenvereines, dem die heimgegrachte Zeche gehört, betrage nach wie vor 14 Prozent, kann ein solches Verhalten mit keinem Moralfober erzwungen werden. Dies Klatt hat das schöne Vorrecht alles Unqualifizierbaren und darf die Beschimpfung der deutschen organisierten Arbeiter durch einen Franzosen als „Bande von Räubern“ frohlockend als seine eigene Meinung bekräftigen. Es müßten sich schon einmal staatlische Instrumente finden, die endlich einer derartigen Nuthniehung der Pressefreiheit den Garaus machen.

Das Ei des Kolumbus

Als vor einigen Jahrhunderten, so entnehmen wir einem Artikel des amerikanischen Geschäftsmannes Edward A. Filene, die Menschen von schrecklichen Seuchen, wie gelbes Fieber, Pocken, Cholera und Pest, heimgesucht wurden, da gab es viele gute und ehrsame Leute, die behaupteten, daß diese Seuchen von Hexen verschuldet seien. Diese Leute meinten, daß die Hexen dafür bestraft werden müßten, und sie hatten auch manchmal den Erfolg, diese „Feinde der Menschheit“ verbrannt oder gesteinigt zu sehen. Trotzdem gingen die Seuchen nicht zurück. Gelbes Fieber und Pocken, Cholera und Pest nahmen erit ab, als die Menschheit begann, anstatt der Hexen die Krankheiten selbst zu bekämpfen. Ähnlich verhält es sich mit der internationalen Arbeitslosigkeit, jener modernsten Krankheit unserer Weltwirtschaft, für die man heute auch die verschiefenen Zauberer und Hexen verantwortlich zu machen sucht. Warum gehen die Geschäfte so schlecht? Warum stoßen Produktion und Umsatz? Nun, doch wohl einfach deshalb, weil die Geschäftswelt nicht so viel Waren absetzen kann, als sie verkaufen möchte. Und warum setzt die Geschäftswelt nicht so viel Waren ab, als sie verkaufen möchte? Die Antwort ist ebenso einfach wie die erste: weil das Publikum nicht genügend abnimmt. Ja, aber warum kaufen die Leute nicht genug? Nun, weil sie nicht kaufen können. Warum können die Leute das nicht kaufen, was sie wollen? Die Antwort ist wieder so einfach, daß man ihr nicht widersprechen kann: weil es ihnen an Kaufkraft fehlt.

Kaufkraft besteht im Geldebesitz oder im Kredit. Woher stammen Geld und Kredit? Sie fallen doch nicht vom Himmel, noch wachsen sie an Bäumen oder Sträuchern. Bei den meisten Menschen, soweit sie nicht geborene Millionäre sind, fließen sie aus der Arbeit, aus Gehältern und Löhnen, also aus ihrer Tätigkeit. Nun scheinen wir uns aber in einem gefährlichen Kreise zu bewegen. Wir haben festgestellt, daß die Beschäftigungslosigkeit aus mangelndem Absatz, mangelnder Absatz aus ungenügender Kaufkraft und ungenügende Kaufkraft wieder aus ungenügender Beschäftigung entsteht. Arbeitslosigkeit stammt also letzten Endes aus der Arbeitslosigkeit. Eine nette Theorie in der Tat. Aber ein wenig Nachdenken hilft uns aus der Allemne.

Geldbesitz und Wohlstand sind nicht gleichbedeutend. Geld ist nur ein Symbol des Wohlstandes. Die Hauptaufgabe des Geldes ist es, als Mittel für den Warenaustausch zu dienen. Und Wohlstand umfaßt alle jene Dinge, von welchen die Leute wünschen, daß man sie ihnen durch Industrie und Handel darbietet. Es gibt so wenig Dinge, die direkt aus der Natur zu den Menschen kommen. Der moderne Weg der Wohlstandsverteilung geht über die Arbeitsleistung des Menschen vor sich. Diese Wohlstandsverteilung ist sogar aufs feinste organisiert. Wenn die Kaufkraft nicht richtig verteilt ist, so brauchen wir uns um die Warenaustausch gar nicht zu bemühen. Dann stoßt nämlich der sonst glatt laufende Mechanismus und gerät in Gefahr, vollständig zum Stillstand zu kommen.

Schaffung und richtige Verteilung der Kaufkraft ist ebenso wichtig wie die Erzeugung und Verteilung der Waren selbst. Es gibt nur zwei Wege, durch die man die Kaufkraft schaffen und verteilen kann. Der eine, indem man die Preise so niedrig als möglich hält. Nicht aus dem Konkurrenzangst heraus — obgleich Konkurrenz im Wirtschaftsleben immer ein wichtiger Faktor ist — sondern des Kaufanreizes wegen. Der andere Weg ist, die Gehälter und Löhne so hoch zu machen, als sie für das Unternehmen und die Wirtschaft tragbar sind. Eine solche Lohnpolitik sollte aus einem weisen, selbstverständlichen Interesse von jedem Unternehmer geübt werden, wird aber nicht, wie die letzten Verhandlungen im Buchdruckergewerbe zeigen.

Man hat in letzter Zeit vielfach die rationalisierte Massenproduktion für die Arbeitslosigkeit verantwortlich gemacht. Die Lösung des Problems liegt aber nicht darin, daß wir zu veralteten, unbrauchbaren und längst überholten Methoden zurückkehren, sondern darin, daß wir zu einer möglichst wirksamen Verteilung der Kaufkraft kommen, die es uns gestattet, die Waren, die wir verkaufen wollen, abzugeben und es dem Publikum ermöglichen, die Waren zu kaufen, die es kaufen will. Dabei kommt es in starkem Maße auf den Preis an. Es gibt keinen Preis, der niedrig genug ist, die Kaufkraft anzuregen und durch diese Kaufkraftanregung die Produktion zu fördern, so daß kein williger Arbeiter arbeitslos zu sein braucht. Das ist der Preis, den wir herausfinden sollten. Jeder Produzent wie jeder Geschäftsmann sollte bestrebt sein, zunächst einmal wenigstens einen Artikel so niedrig im Preise herzustellen respektive zu verkaufen, daß der Konsument ihn selbst bei den heutigen schlechten Zeiten kaufen kann. Und der Konsument könnte auch sein Teil zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit beitragen, indem er Einkäufe zu diesem ganz ausgesprochenen Zweck macht. Dann brauchen wir nicht auf irgendein Wunder zu warten, sondern können

der Arbeitslosigkeit auf den Leib rüden. Die Arbeitslosigkeit läßt sich bekämpfen wie eine Krankheit. Wo auf in den Kampf!

Diese Darlegungen eines erfolgreichen Geschäftsmannes muten einem an wie die Sage von dem Ei des Kolumbus. An der Richtigkeit obiger Theorien, daß nur die Stärkung der Kaufkraft die Wirtschaftskrise zu überwinden vermag, wird wohl niemand zweifeln, mit Ausnahme unserer Unternehmer, die nie klug werden.

Eine andere Sorte Wildfährigkeit

Im „Textilarbeiter“ lesen wir: Ein „Verein für Volksernährung“ will der Arbeiterfrau zeigen, wie man sich „praktisch einrichten“ kann. Man kann, so lehrt dieser „Verein“, mit einem Mindestmaß an geldlichen Mitteln sich ausreichend ernähren. Er will freilich selbst nichts befeuern, sondern zeigt nur jenen, bei welchen schon die Not am größten ist, wie man nur mit Wasser und geringen Zutaten ein Tagesmenü zusammenfodert. Der „Verein für Volksernährung“ gibt — man gedulde eine Träne der Mühnung! — seine Küchenzettel gratis ab.

Eine Familie, die aus vier Personen, Mann, Frau und zwei Kindern im Alter von 8 bis 12 Jahren, besteht, kann also dieses speisen:

Frühstück (für die ganze Woche):		Verbrauch die Woche:	
Kaffee und Brot:	Verbrauch die Woche:	M.	
3/4 Pfund Malzfluppe	0,87		
1/4 Pfund Bohnenluppe	0,23		
3 1/2 Liter Milch	1,05		
3 1/2 Pfund Brot	1,93		
3/4 Pfund Apfelmehl	0,45		
1/2 Pfund Runkelrüben	0,20		
1 Pfund Margarine	0,70		
	4,93		
Verbrauch täglich	0,70		
Mittagessen (täglich):		Geröstete Grießsuppe	
40 Gramm Fett	0,04		
50 Gramm Grieß	0,03		
Salz, Suppengrün	0,02		
1 1/4 Liter Wasser	—		
	0,09		
Tischgericht			
1 Pfund gelbe Rüben	0,08		
1 1/2 Pfund Wirsing	0,12		
2 Pfund Kartoffeln	0,06		
3/4 Pfund Hammelfleisch	0,30		
1/2 Liter Wasser	—		
	0,56		

Abendessen (täglich):	
Bratkartoffeln, rote Rüben, Brot	
1 Pfund rote Rüben	0,08
2 Zwiebeln, Salz	0,02
1/2 Liter Wasser	—
3 Pfund Kartoffeln	0,09
50 Gramm Fett	0,05
4 Scheiben Brot	0,12
50 Gramm Margarine	0,07
	0,46
Tägliche Gesamtsumme	1,81

Das Rezept ist, worauf wir noch besonders hinweisen wollen, besonders wohlfeil deshalb, weil das Wasser eine Zutat ist, die nichts kostet. Um solchen M i t auszustüpfen, gründet man einen „Verein für Volksernährung“!

Die größte Verbrauchergruppe Deutschlands

die Konsumgenossenschaft Berlin und Umgegend, legt ihren Geschäftsbericht vor, die Zeit vom 1. Juli 1930 bis 30. Juni 1931 umfassend. In mehrfacher Hinsicht sind im Geschäftsbericht die hemmenden Auswirkungen der Wirtschaftskrise zu erkennen; andererseits zeigt sich, welche Widerstandskraft die Konsumvereine dem allgemeinen wirtschaftlichen Niedergang gegenüber aufzubringen vermögen.

Der Jahresumsatz des gemeinwirtschaftlichen Unternehmens der Berliner Verbraucher belief sich auf 76 681 876 M.; gegenüber dem Vorjahresergebnis ist eine Umsatzminderung um 4,1 Prozent eingetreten. Unzweifelhaft ist der Umsatzrückgang wesentlich geringer als im Privathandel, bei dem er 10 bis 15 Prozent betragen dürfte. Bestimmend für die rückläufige Umsatzentwicklung ist die sich verschärfende Kaufkraftschwächung der Verbraucher durch Arbeitslosigkeit, Kurzarbeit und Lohnabbau und die Preisentfaltungen bei fast allen Warengruppen. Wenigstens hat das Konsumgenossenschaftliche Umsatzvolumen sich gesteigert.

Der Konsumgenossenschaftliche Gedanke hat tieferen Eingang in die Verbraucherkreise gefunden. Es schlossen sich 26 137 Familien der Berliner Konsumgenossenschaft an, wodurch sich der Mitgliederbestand auf 199 106 erhöhte; inzwischen ist das zweite Hunderttausend der genossenschaftlich organisierten Verbraucher überschritten worden.

Die Umsatzrückvergütung als Ersparnis der genossenschaftlichen Betriebsführung kommt den Mitgliedern im Betrage von 1 531 338 M. zugute. Außerdem wurden für Wohlfahrtszwecke (Altenheim usw.) 93 722 M. aufgewendet.

In einem besonderen Abschnitt äußert sich der Bericht über die den Konsumgenossenschaften auferlegten Steuerlasten. An Steuern wurden 2 066 164 M. abgeführt, wovon auf die Gewerbesteuern 347 130 M., auf die Umsatzsteuer einschließlich der mehr als ungerechtfertigten Sonderumlagesteuer 97 211 M., also nahezu 1 Million Mark entfallen!

Aus der Bilanz ist zu ersehen, daß in der Bildung genossenschaftlichen Eigenkapitals gute Fortschritte aufzuweisen werden können. Von den Mitgliedern, den Trägern des Unternehmens, sind 6 225 196 M. Geschäftsguthaben angesammelt worden (durchschnittlich je Mitglied 31,26 M.), offene Reserven werden im Betrage von 2 029 605 M. ausgewiesen. Zur Finanzierung des Unternehmens leistet die genossenschaftliche Sparkasse gute Dienste. Trotz aller wirtschaftlichen Widrigkeiten, unter denen der Großteil der Mitglieder zu leiden hatte, ist der Einlagenbestand von 45 auf 49 Millionen Mark gestiegen — Vertrauen und der Wille, die Selbsthilfeorganisation zu fördern, offenbaren sich hierin in überzeugendster Weise; die Zahl der Spartonten wuchs von 130 599 auf 143 806.

Das Gesamtbild des Berichts zeigt die Genossenschaft im Vorwärtsschreiten — allen wirtschaftlichen Bebrängnissen zum Trotz vermag die Genossenschaft das in zäher Arbeit errungene Feld nicht nur zu behaupten, sondern, wenn auch in verlangsamtem Tempo, zu erweitern.

Ausland

Internationales Buchdruckersekretariat

Sitzung der Sekretariatskommission vom 19. November 1931

Die durch den Kongreß des belgischen Verbandes vom 13. und 14. September in Antwerpen eingeleitete Kommission zur Untersuchung der Möglichkeiten der Wiederherstellung der Einigkeit innerhalb des Verbandes hat unter dem Vorsitz des Kollegen Watershoot wiederholt getagt. Ihre Arbeiten hatten den Erfolg, daß die Zentralleitung und die alte Sektion Brüssel in lokaler Weise die Hand boten zu einer Verständigung, während die während des Streiks vom Frühjahr 1931 gegründete disidente Ortsgruppe unnahegänglich blieb und jede Mitarbeit ablehnte. Am 15. November beschloß die Kommission, sich wiederum ein Kongreß mit dem Bericht der Kommission.

Am 18. und 19. Oktober fand in Sofia ein Kongreß der bulgarischen Gewerkschaften statt unter Beisein des Generalsekretärs des Internationalen Gewerkschaftsbundes. Es gelang, die bisher zerplitterten Gruppen zusammenzubringen, wobei auch die Buchdrucker mitwirkten, so daß für die Zukunft in der bulgarischen Arbeiterbewegung eine aufbauende Tätigkeit erwartet werden darf.

Der jugoslawische Verband berichtet über den Eintritt von plötzlichen und unerwarteten Schwierigkeiten, die die Arbeitslosigkeit katastrophal anschwellen ließen. Er sieht sich gezwungen, die Grenzen zu schließen und das B i a t i k u m aufzuheben.

Die mit Zirkular vom 27. Oktober veröffentlichte Endabrechnung über die Unterhaltungsaktion für die A u s s p e r u n g in Norwegen hat seither verschiedene Beanstandungen erfahren. Sobald die endgültigen Ziffern im Besitze des Sekretariates sein werden, sollen die Korrekturen durch ein Zirkular veröffentlicht werden.

Der Verband der jüdischen Buchdrucker in Palästina berichtet über seine erfolgreiche Arbeit, die er trotz großer Arbeitslosigkeit unentwegt fortsetzt.

Der ungarische Verband hat sich kürzlich zur Wehr setzen müssen gegen eine starke Einschränkung der Seitenzahl der Tages- und Wochenzeitungen. Die Vereinbarung bezüglich der verkürzten Arbeitszeit wurde den veränderten Verhältnissen angepaßt und der alte Tarif neuerdings bis 30. November verlängert. Eine außerordentliche Delegiertenversammlung faßte am 27. September einschneidende Beschlüsse hinsichtlich des Beitrags- und Unterstützungswesens.

Ein angeschlossener Verband sieht sich infolge starker finanzieller Beanspruchung durch Streiks außerstande, seinen Verpflichtungen gegenüber der Internationale nachzukommen; er erwägt deshalb einen Schritt, dem sich die Kommission nicht anschließen kann. Die Gelegenheit soll der Erweiterter Sekretariatskommission unterbreitet werden.

Ein weiterer angeschlossener Verband übermittelt dem Internationalen Sekretariat einen Auftrag, den die Kommission als nicht in ihrer Befugnis liegend und als unbrauchbar betrachtet.

Die Kommission beschäftigt sich ausführlich mit Fragen finanzieller Natur, die im Interesse eines angeschlossenen Verbandes gelöst werden sollten. Trotz unerwünschter Veröffentlichung und trotz Verschärfung der kritischen wirtschaftlichen und politischen Lage soll die Angelegenheit energig weiterverfolgt werden.

Rufsch

Zehn Episoden aus dem Roman „Ca ira!“ von Erich Krauß.
Copyright by Büchergilde Gutenberg, Berlin.

VI. Guten Morgen, Herr Rittmeister?

Nur wenige Bahnschloßer von uns entfernt lagen starke Garnisonen. Wir mußten damit rechnen, daß diese mit den Putzschiffen sympathisierten und, sobald sie die Hände frei hätten, heranzürten, um uns Moeres beizubringen. Die Regierung ging deshalb schleunigst an die Aufstellung einer Truppe, und die Partei und die Gewerkschaften halfen ihr dabei. Viel Mühe machte das nicht. Waffen und Munition waren genug da, und der Soldat steckte den meisten noch in den Knochen.

Es wurde natürlich nicht egeriert. Zu solchem Unjam war keine Zeit. Die Disziplin war sehr lose. Aber die Hauptsache blieb schließlich, daß Gruppen und Kompanien eingeteilt waren, Maschinenabwehrstellungen und Wachformationen, und daß mit dem Tag- und Nachtdienst abgewechselt werden sollte. Das Oberkommando übernahm einer von unseren Ministern, der nie Soldat gewesen war, der nie einen Schuß abgegeben hatte und kein Wort sehen konnte, der Genosse Falke, Bruno nannten wir ihn bloß, ein Mann, der gerne den Diktator spielte. Aber er machte seine Sache tadellos, dieser kleine Trotzk!

Er war es auch, der auf den Gedanken kam, sofort einen Stoßtrupp I zu bilden. „Du bekommst ein Lastauto und einen tüchtigen Fahrer. Wenn du unterwegs Benzol oder irgend etwas brauchst, hier hast du einen Vordruck mit dem Stempel der Landesregierung. Dann beschlagnahmst du einfach, was du nötig hast. Auch Lebensmittel für deine Leute. Du suchst dir vier Mann aus, die ein Schwere, vier, die ein leichtes Maschinengewehr oder beide bedienen können; weiter vier Motoren, die Sprengen können und so weiter. Jeder von euch hat außerdem einen Karabiner oder ein Gewehr. Ihr nehmt auch eine Riste Handgranaten mit. Wenn du noch Platz auf dem Wagen hast, kannst du noch drei oder vier Leute aufladen, möglichst einen darunter, der den Chauffeur ersetzen kann. In einer Stunde seht ihr mich an, was du zusammengestellt hast... Der Wagen steht schon im Vorhof. Ein stromer Fabriklastkraftwagen... Abgesehen, wenn einmal etwas Besonderes los ist, kannst du noch einen Wagen dazunehmen. Auf jeden Wagen zwei Maschinengewehre. Und genug Munition... So, hol dir recht tüchtige Kerle heran. Wir kriegen Arbeit.“

Die Sache machte mir Spaß. Ich hatte sofort die richtige Note bekommen. Der lange Grimm war mit dabei, natürlich, und Morgenstern, der Karafiol, noch zwei aus der „Ermittlung“, und die anderen kannte ich kaum dem Gesicht nach.

Ehe die Stunde um war, kam anstatt unseres „obersten Kriegsherrn“ ein Posten und bestellte mich zu Falke. Wir bekamen den ersten Auftrag.

In Unterlamitz, etwa drei Fahrstunden entfernt, sollte eine Einwohnerversammlung eine bewaffnete Bauerngruppe. Denen sollten wir die Schießprügel abnehmen und die Munition. — Der Landarbeiter, der die Nachricht gebracht hatte, stand noch, die Mütze schüttern in den Händen, im Zimmer des Ministers und erzählte, gestern abend hätten die bewaffneten Bauern die Straße besetzt gehalten.

„Also los!“
Gegen zwei Uhr nachmittags erreichten wir Unterlamitz. Die ersten kleinen Häuserdubitten stehen wir liegen und hielten vor einem größeren Hof. Vier, fünf Mann sprangen vom Wagen und holten den Besitzer aus seinem Bau. Wo er sein Gewehr hätte, wer noch in dem Schießprügelverein wäre? Er verstand sehr schnell, als er beim Kraken genommen und zu uns auf das Auto gestellt wurde. Die — Gewehre — die seien — im „Grünen Baum“ — im Wirtshaus...

Es war eine glänzende Einrichtung. Die Gewehre waren tatsächlich im Wirtshaus. In einem Vereinszimmer fand der Gewehrhand, die Wirtin fand vor Schreck den Schlüssel nicht, wir betamen aber die Riste trotzdem auf, und dann hatten wir vierzehn Infanteriegewehre, neuestes Modell, hüßlich eingestuft, und an jedem hing ein kleiner Pappstreifen mit dem Namen des Eigentümers.

Wir wollten eben aufbrechen, als mein Kleiner auf den ausgedehnten Gewehrschrank fiel. An der Stirnseite stand in unbescholten gemalten Buchstaben: Gespitzt von Herrn Rittmeister Günter von Lamitz.

„Wer ist das —?“
Die Wirtin starrte mich an.
„Wer ist der edle Stifter... ein Rittmeister?“
„Ach ja, das ist der Herr, drum umfange.“
„Der Herr, droben — ach, der Rittergutsbesitzer? Holla! Fertigmachen! Den besuchen wir! Halt, haben Sie ein Telefon? Ja? Ist weiter feins im Dorfe? Auch im Gemeindegemeindeamt nicht? Na schön. Da bleiben also zwei Mann hier, Hans mit, und passen auf das Telefon auf, damit uns niemand anmeldet... Los!“

Das Lastauto krampte den Berg hinauf. Ich suchte. Bei dem Kärm mußten wir bemerkt werden. Der Vogel war sicher ausgeflogen.

Wir riegen vom Wagen, damit er die steile Straße bewahren konnte. Das Rittergut lag wie ein altes Schloß mit festen Mauern und einem Turm auf der Höhe. Schließlich hatte er laut krachend Motor gestoppt. Wir schwenkten in die breite Einfahrt und hielten mitten auf dem Gutshof. Sechs Mann blieben bei den Maschinengewehren, die anderen schlugen vom Wagen.

Ich rannte aufs Geratewohl in das Herrenhaus, eine Treppe hinauf. Vom Hof her hörte ich Gedrüll; Fenster zu, oder wir schloßen! Ein Fuhrtritt, ich stand in einem Schlafzimmer.

In Wirklichkeit ging natürlich alles viel schneller, als ich es hier erzählen kann.
Im Bett lag der Rittmeister, den ich bis dahin noch nicht gesehen hatte, der aber sofort als der „Baron“ zu erkennen war. Er lag im Bett, hielt ein Mittagsschiffchen, und über dem Kopfing an der Wand hing schön am Lederriemen ein Infanteriegewehr.

Wir der Vinten rief ich das Gewehr herunter, mit der Rechten drückte ich meine Pistole dem Schläfer ins Gesicht, und ein wenig habe ich wohl dazu gebrüllt.

Jedenfalls war es genug Kärm, um zehn schlafende Rittergutsbesitzer aufzuwachen.

Der Mann im Bett rief die Augen auf — Guten Morgen, Herr Rittmeister! — und ich dachte, er stirbt mit unter den Händen weg, so blaß wurde er, als er in meine Augen und

in die Mündung meiner Pistole blickte. Es war etwas plötzliches, dieses Aufwachen, das mag wohl sein.

„Ich trat zurück, ließ ihn aufstehen und sich ankleiden. Sein Gewehr hielt ich schußbereit. Es war geladen und entriegelt. Also hatte unser Freund doch mit einem Überfall gerechnet. Daß wir so vorzeitig waren, konnte er ja nicht ahnen.“

Der Reid muß es dem Rittmeister lassen, er sah sich schnell. Wie er seine Jacke zutropfte, knurte er mich an:
„Wissen Sie, daß das Hausfriedensbruch ist? Ich erbeide festerlich gegen Ihre Maßnahmen Einpruch.“

„Loll, was? Ich lachte und hob zwei Finger an den Mägenrand.“

„Ich nehme feierlich davon Kenntnis... Aber jetzt ein bißel hoppla! Schränke und Kommoden auf! Packen Sie gefälligst Ihre Donnerbüchsen aus!“

Der Rittergutsbesitzer stand da, als ob er nicht deutsch verstände. Erst als ich ihm freundlich sagte, es käme mir gar nicht darauf an, seine schönen Schränke zu demolieren, holte er langsam die Schlüssel hervor und schloß auf. Da lagen die gefestigten Viehlinge! Etliche Pistolen, zwei Jagdgewehre und vier Infanteriegewehre, an jedem wieder ein Zettel mit Namen, sicher von Knechten. Und zufällig kamen mir auch Papiere in die Hände, aus denen ich erst erah, daß ich in die Höhe des Löwen geraten war: Rittmeister von Lamitz, Putzschiffkapitän und beinahe Ministerpräsident!

„Alter Freund, mach dich reiferfertig! Du bist verhasst!“
Weiß der Teufel, hatte der Mann jetzt erst ausgehollt — er packte plötzlich das Gewehr, das ich in der Hand hatte, und entriegel es mir. Ehe ich wußte, was ich tat, war ich ihm an den Hals gesprungen und hatte ihm den Schaft meiner Pistole in die Augen gestochen. Das half. Und außerdem stand ja auch der Stoßtruppmann, der die entbedekten Waffen fortgebracht hatte, wieder im Zimmer und hielt den Finger am Gewehrabzug.

„Ich war aber doch in Wut geraten:
„Hände hoch — und lebhafte, runter mit dir! Und hier, bitte, ein Signäl auf unserem Luxus-Mercedes!“

Wir waren wieder vollständig. Weil er nicht umlenken konnte, fuhr der Chauffeur eine Ehrenrunde um den Hof. Ein paar Knechte und Mägde standen wie vom Donner gerührt, und dann stürzten wir zum Tor hinaus.

158 Stunden auf der Todeschaukel

„Herr Weiga, Herr Weiga, kommen Sie für einen Moment zu uns; ich möchte Sie bekannt machen mit Herrn Koby. — Und das ist Herr Weiga, mein bester Schüler.“

Es war Mai, als der Leiter der Fliegerlehre in Leipzig diese Worte sprach. Vier Monate später startete von der Küste meiner portugiesischen Heimat eine große Junkersmaschine. Der Kalender zeigte den 13. September. Im Flugzeug saßen der Kapitän Johannsen, Koby und ich. Unser Ziel war New York. Die Äquator erreichten wir mühelos in 10 Stunden; der Rückenwind war kräftig, und an Bord regierte der Optimismus. Die Führung hatte Johannsen, am zweiten Steuer saß Koby. Nachdem unter uns das feste Land verschwunden war, löste ich Koby ab.

Stunden vergingen, das eintönige Knattern des Motors war das einzige Geräusch in der erhabenen Stille des unendlichen Ozeans. Die Nacht lag über, tieflich und sternklar leuchtete der Himmel. Das Gefühl der absoluten Sicherheit hatte uns bisher für keinen Augenblick verlassen. Aber bald sollte uns klar werden, daß wir arbeitslose Erdwörter ein federleichtes Nichts im großen Weltall waren.

Im Verlauf weniger Minuten verwandelte sich der leuchtende Himmel in ein endloses düster-schwarzes Tuch, in das drohende Blitze immer wieder glühend zucken rissen. Das Donnern rüttelte an unseren vom Motorgeräusch bereits halbtauben Ohren und trieb uns zur Gile an. Wir mußten höher steigen. Immer höher. Als das Meßinstrument 2800 Meter zeigte, lag endlich das Gewitter unter uns.

Im rasender Geschwindigkeit mußte der Betriebsstoff gewechselt werden, denn unser Benzol war bei einer Temperatur unter zwei Grad Celsius wegen der Gefahr des Einfrierens nicht mehr zu verwenden. Erst als die schwerfriehbare Mischung von Benzol und Stanoobenzin in den Benzolgerätsch, atmeten wir wieder leichter. Das Unwetter unter uns tobte unverändert und behaft, die Höhe einzuhalten. Die Luft war mit Elektrizität geladen. Propeller und Tragflächen umhüllte gelpenstlich ein bläulicher phosphoreszierender Schein.

Johannsen, der alte Kampfflieger, sah unentwegt am Hauptsteuer, während das zweite Steuer von Koby und mir abwechselnd bedient wurde. Mit wachsender Unruhe verfolgten wir den Verlauf des Gewitters; die 200 Liter Benzol-Stanoobenzin-Mischung genügte für knappe zwei Stunden.

Plötzlich horchte ich auf: Das Dröhnen des Motors hatte sich verändert. Von einem jähen Schreck erfaßt, beugte ich mich zu Johannsen und drüllte ihm ins Ohr:

„An der Maschine ist etwas kaputt!“
Johannsen nickte nur; er hatte es bereits bemerkt. Bald wußten wir's: Die eine Zylinderkerze war geplatzt. Und damit der Traum, New York in einem Nonstop-Flug zu erreichen, ausgeträumt. An einen Austausch der Kerze war nicht zu denken. Da nur noch fünf Zylinder des Motors funktionierten, mußten wir ständig mit Vollgas fliegen, hatten aber ein Drittel unserer Geschwindigkeit eingebüßt. Wenn alles gut ging, reichte unser Brennstoff bis zur Küste Newfoundland.

Wir hatten nicht viel Zeit, über das teilweise Mißlingen des Ozeanfluges uns Gedanken zu machen. Im Augenblick drohte eine dringendere Gefahr. Die Stanoobenzin-Mischung, die erst bei minus 15 Grad gefriert, war infolge des gefestigten Brennstoffverbrauchs zu Ende gegangen. Wir mußten trotz der viel zu niedrigen Temperatur der Luft wieder das gewöhnliche Benzol nehmen.

Nervös griff die Hand des Piloten nach dem Hebel, der die automatische Zufuhr des Betriebsbols aus den Tanks zu dem Motor einschaltete. Wird das Benzol getrieben, ehe es noch in den Benzolgerät gelangt? Unsere Augen blickten bange auf das kleine Rädchen, dessen Bewegung das Funktionieren der Brennstoffzufuhr verriet.

Und was wir kaum zu hoffen wagten, trat ein. Entgegen der Prognose des chemischen Laboratoriums blieb das Benzol auch bei der anormalen Temperatur flüssig.

Nachdem das Gewitter vorüberzog, flogen wir erneut tiefer und ergötzen uns an dem grandiosen Anblick, den das Spiel der jetzt über uns ziehenden Wolken bot.

Am Montag nachmittag, wir hatten Lissabon Sonntag früh verlassen, schickten wir das erstmal ein Schiff. Es war der englische Passagierdampfer „Pennland“, den wir mehrere Male umkreisten. Menschen winkten begeistert zu uns herauf. Ich erwiderte den Gruß durch Schwenken einer kleinen amerikanischen Flagge, die mir jedoch der Wind bald entriß.

Zwei Stunden nach dieser Begegnung mußten wir feststellen, daß unser Brennstoffvorrat nur noch aus 50 Liter Benzol bestand, die sich in einem kleinen Rezervertank befanden. Wir hatten seit Mittag mit einem außerordentlich heftigen Gegenwind zu kämpfen, der das Vorwärtkommen des Flugzeuges stark behinderte. Und die rettende Küste lag noch mehrere hundert Kilometer entfernt. Es war die Frage weniger Minuten, wann wir mit unserer Landflugzeug auf dem unwirtlichen nassen Element notlanden mußten.

Und dann kam der große Moment. Johannsen, der erprobte alte Pilot, setzte mit meisterhafter Bravour die große Junkersmaschine auf den bewegten Ozean. Unsere Kabine füllte sich sofort bis zur Kniehöhe mit Wasser. Ein großer Schreck durchfuhr uns: Wird die Maschine sinken?

Nein, sie sank nicht. Sie durfte ja auch nicht. Die Junkerswerke hatten uns die Schwimmfähigkeit des Apparates für 20 Stunden garantiert. Als wir auf das Wasser hinuntergingen, herrschte bereits Zwielicht. Bald war es stockfinster, und wir konnten im Augenblick — die Beleuchtung funktionierte natürlich nicht — gar nicht daran denken, etwas zu unternehmen. Es folgte eine peinliche Nacht. Johannsen blieb vorne im Pilotensitz, während Koby und ich im Mittelteil der Kabine Platz nahmen. Einer von uns mußte sich ständig mit voller Körperkraft gegen die Kabinentür stemmen, damit das Wasser nicht hereinbrang. Stündlich wechselten wir diese wirklich unangenehme Stellung.

Die Nacht löste ein grauer Morgen ab. Wir waren bis zur Haut durchnäßt und reichlich erschöpft. Trotzdem gingen wir sofort daran, unsere Lage, soweit es in unserer Macht lag, zu verbessern. Vor allem durchschürte ich mit Hilfe von Drähten und Striden die besäbige Tür, so daß es nicht mehr notwendig war, das Eindringen des Wassers mit unserer Körperkraft zu verhindern. (Schluß folgt.)

Aus den Stahlstellen

Bielefeld. Die Versammlung am 16. November nahm nach einigen einleitenden Worten, des Kollegen Spatzhoff ein Referat unfers Gausleiters Kollegen Sparfuß (Hannover) über „Die Kündigung des Lohnstarifs“ entgegen. Die letzten Lohnverhandlungen kurz streifend, führte er aus, daß auch unsere Unternehmer sich die augenblickliche schlechte Wirtschaftslage für einen weiteren Lohnabbau zunutze machen wollen. Wenn andere Industriezweige bestehende Lohnkommen zum Zwecke eines Lohnraubes kündigen, dürfen auch unsere Arbeitgeber nicht zurückstehen. Da auch diese ja die „Lohnwerte“ Absicht haben, der gerüttelten deutschen Wirtschaft zu helfen, so können nach ihrer Ansicht nur niedrige Löhne und lange Arbeitszeit die „wahre“ Hilfe bringen. Die Argumente der Gewerkschaften, durch höhere Löhne erhöhte Kaufkraft, Verminderung des Arbeitslosenheeres durch Verkürzung der Arbeitszeit, sind für diese Realisten nicht stichhaltig. Die Frage vom Preisabbau ist nur in der Druckerwirtschaft der Industrie enthalten, in Wirklichkeit zieht es „anders“ aus. „Das“ unsere Unternehmer gar nicht die Absicht haben, an der Lösung der Arbeitslosenfrage mitzuwirken, beweisen die geführten Verhandlungen über die Bierzünftundenwoche. Dieser aus der Not der Zeit leitens der Gewerkschaften gestellten Forderung hätten sich die deutschen Wirtschaftsführer nicht verschließen dürfen, um so wenigstens einen kleinen Schritt zur Geländung der Wirtschaft zu tun. Die Vorkommnisse der letzten Zeit (Nordwolle, Favag, Harzburger Tagung, Kagenellenschen usw.) beweisen wohl am besten die „Fähigkeit“ dieser „Führer“. Hohe Zeit wird es, daß die deutsche Arbeiterschaft selbst ihr Geschick in die Hand nimmt und aus Vergangenen lernt. Die Wahlen vom 14. September 1930 zeigen jetzt ihre Früchte. Nur die große Wirtschaftsnote haben den reaktionären Parteien diese Erfolge gebracht, die sich heute zum Schaden der gesamten Arbeiterschaft auswirken. Nur starke Gewerkschaften können den Ansturm auf Lohn und Sozialgesetzgebung abwehren. Kollege Sparfuß schloß seine Ausführungen mit dem Appell, was aus kommen möge, treu zur Organisation zu stehen und uns noch fernstehende zuzuführen. Anschließend gab Kollege Spatzhoff den Kassenbericht. In den verletzten Zahlen spiegelt sich auch ein Stück der Wirtschaftsnote wider. Daß es aber stets gelungen ist, unseren Verpflichungen den Mitgliedern gegenüber nachzukommen, gibt wohl ein Bild von der finanziellen Stärke unfers Verbandes, und das sollte auch den Arbeitgebern bei den kommenden Lohnkämpfen zu denken geben. Weiter wurde auf die Weihnachtsfeier am 12. Dezember in der „Gleichheit“ aufmerksam gemacht. Besonders wurde auf die Gemeindefestsetzung für unsere Arbeitslosen hingewiesen und an alle noch in Arbeit stehenden Mitglieder appelliert, sich an dieser Sammlung zu beteiligen, damit den Arbeitslosen zum Weihnachtsfest eine kleine Freude bereitet werden könnte.

Danzig. Unsere Quartalsversammlung am 12. November hatte wiederum einen zufriedenstellenden Verlauf aufzuweisen. Nach Erledigung des geschäftlichen Teils gab Kollege Grelenz den Kassenbericht. Die Einnahmen im letzten Quartal für Eintritts- und Beitragsmarken waren 2078,50 Gulden. Die Ausgaben dagegen waren 884,20 G., so daß Berlin 1194,32 G. erhielt. Unsere Ortskasse wies am 1. Juli dieses Jahres einen Bestand von 5288,98 G. auf. Die Einnahmen in diesem Quartal waren 554,25 G., Ausgaben dagegen 827,66 G., so daß der jehige Bestand den erfreulichen Betrag von 5285,57 G. aufweist. Die Kasse wurde von den unterzeichnenden Revisoren für richtig befunden. Im dritten Punkt der Tagesordnung gab Kollege Töpfer den Bericht über den ersten Lohnverhandlungsstrag der Gehilfen. Ein stichhaltiges Ergebnis hat die Verhandlung zwar noch nicht ergeben, doch war zu erleben, daß die Unternehmer uns viele neue Verpflichungen aufbürden wollen. So will man durchaus die Bierzünftundenwoche einführen, aber gegen den von uns geforderten Lohnausgleich verhalten sich die Unternehmer immer noch abnehmend. Auch will man die Stundentafel wieder einführen und die Ferien verlängern. Die Diskussion hierüber erwies aber, daß wir auf diesen Kampf vorbereitet sind. Wir lehnen jede Verpflichung entschieden ab und sind fest entschlossen, den stärksten Widerstand zu zeigen. Mit einem nochmaligen Appell an die Mitglieder, geschlossen mit unserer Organisation in den Kampf zu ziehen, schloß Kollege Barlow die Versammlung.

